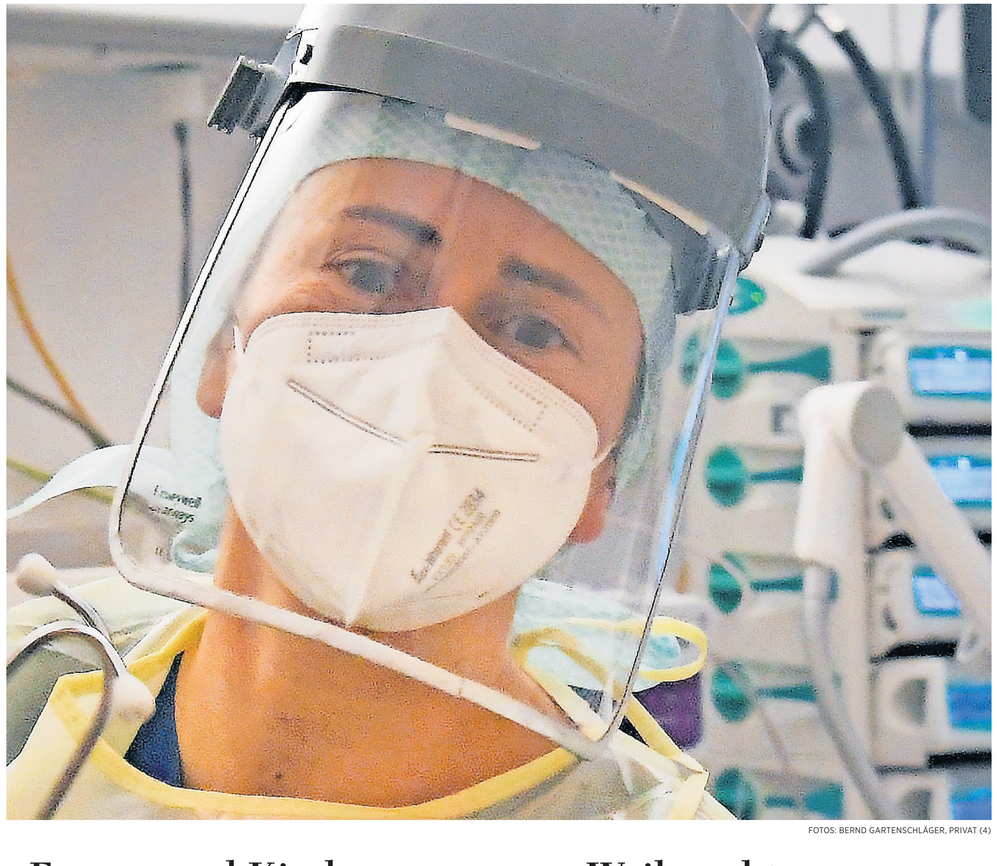
Heldinnen des Alltags

Viele Frauen spüren in der Pandemie eine doppelte Belastung. Sie schultern nicht nur große Teile der Familienarbeit, sondern arbeiten oft auch noch in systemrelevanten Berufen, in denen schlecht bezahlt wird. Wie haben sie das vergangene Jahr erlebt? Vier Brandenburgerinnen erzählen ihre Geschichte. *Protokolle: Gesa Steeger*



FOTOS: BERND GARTENSCHLÄGER, PRIVAT (4)

Frauen und Männer in Brandenburg
Daten aus dem Gleichstellungsreport 2020

Anteile an der Bevölkerung

Frauen gesamt 51% | Männer gesamt 49%

Altersgruppe 20 bis unter 35: 47,7% | 52,3%

Altersgruppe 65 und älter: 55,6% | 44,4%

Beschäftigte nach Leistungsgruppen
Anteil in Prozent (2019)

Arbeitnehmer/innen in leitender Stellung	9,7 / 10,5
Herausgehobene Fachkräfte	26,5 / 18,9
Fachkräfte	47,2 / 50,7
Angelernte Arbeitnehmer/innen	11,2 / 15,5
Ungelernte Arbeitnehmer/innen	5,4 / 4,3

Teilzeitquote
Anteil der abhängig Beschäftigten (2018)

	Teilzeit	Vollzeit
Frauen	34%	
Männer	10%	

Rentenlücke
Durchschnittliche Altersrente in Euro

Rentenbestand (alle Rentner)	970 / 1228	-21%
Rentenzugang (2018 neu in Rente)	988 / 1079	-8%

Frauenanteile im Brandenburger Landtag
Abgeordnete in den Fraktionen

SPD	28%
AfD	22%
CDU	33%
Linke	50%
Grüne	60%
BVB/FW	40%

Quelle: MSGIV MAZ-Grafik: Scheerbarth

Die Brandenburger Frauenwoche 2021

Die Frauenwoche 2021 unter dem Motto „Superheldinnen am Limit" findet vor allem online statt. Aufgrund der Pandemie wurde sie zudem bis in den kommenden Dezember ausgeweitet. Insgesamt sind 72 Veranstaltungen in ganz Brandenburg geplant.

Weitere Infos zu den Veranstaltungen unter www.frauenpolitischer-rat.de/veranstaltungen-brandenburgische-frauenwoche-2/

Zum Internationalen Frauentag am heutigen 8. März hat Brandenburgs Ministerpräsident Dietmar Woidke (SPD) den Frauen für ihre Leistungen in der Corona-Pandemie gedankt. Sie trügen die Hauptlast in der Krise und hätten in den vergangenen Monaten Großartiges geleistet, betonte Woidke am Sonntag in Potsdam.

Eine Zeit voller Angst und Sorgen

Beate Wagner leitet einen Hort in Cottbus. Die Pandemie brachte sie an ihre Grenzen

Seit 10 Jahren leite ich den Witaj Hort in Cottbus, im Stadtteil Sielow. Die Kinder, die zu uns kommen, sind zwischen 5 und 12 Jahre alt. Witaj ist ein sorbisches Wort und bedeutet Willkommen.

Das letzte Jahr war sehr schwierig für uns und für mich. Seit dem Beginn der Pandemie hatten wir durchgängig geöffnet. Im ersten Lockdown waren anfangs nur wenige Kinder bei uns. Meine Kollegen wurden teilweise zum Dienst im Gesundheitsamt abgezogen, zwei mussten uns wegen Vorerkrankungen verlassen. Das war schwierig, besonders für die betroffenen Kollegen.

Rückblickend muss ich sagen, dass das damals eine Zeit voller Angst und Anspannung war. Man wusste ja nicht, wie es weitergeht. Auch die Eltern waren hilflos. Wir haben sonst einen offenen Hort, die Kinder können sich frei in der Einrichtung bewegen. Das war alles anders auf einmal. Plötzlich mussten ganz viele Regeln eingehalten werden, Hygienemaßnahmen und Gruppen-Konstanz. Das war alles neu und die Verantwortung, die da auf einem lastet, ist riesig. Man muss ja dafür sorgen, dass alle gesund blieben, die Kinder, die Kollegen und die Eltern.

Wir haben dann sehr schnell reagiert. Jeder Erzieher bekam eine feste Gruppe, die Kinder durften sich nicht vermischen. Wir haben sogar die Toiletten aufgeteilt, jede Gruppe hatte ein eigenes Waschbecken, das haben wir gekennzeichnet. Auf den Gängen durften sich die Kinder auch nicht begegnen. Das war ein unglaublicher organisatorischer Aufwand.

Wir Erzieher tragen alle Masken, das war am Anfang nicht so. Aber jetzt bekommen wir Masken von unserem Arbeitgeber gestellt. Die Angst vor Ansteckung war und ist unter den Kollegen schon recht groß. Denn Abstand zu den Kindern zu halten funktioniert nicht. Unsere Kinder verstehen es, wenn man ihnen die Regeln erklärt, aber in der Handlung ist es etwas anderes. Man muss sich die Regeln immer wieder ins Gedächtnis rufen, auch den Kindern. Aber mittlerweile haben sich alle dran gewöhnt.

Erzieherin Beate Wagner (49)

Die Kinder gehen unterschiedlich mit der Situation um. Das Maskentragen läuft sehr gut, da haben die Kinder teilweise weniger Probleme mit als die Eltern. Man spürt deutlich, dass den Kindern die sozialen Kontakte fehlen, viele sind zurückgezogener als früher. Die waren nur zu Hause mit den Eltern, das wirkt sich auf die Sozialkompetenz aus. Aber die freuen sich jetzt wahnsinnig, dass sie wieder zur Schule dürfen. Es ist eben was anderes, ob man zu Hause am Computer sitzt oder in der Klasse.

Eine neue Art von Wertschätzung haben wir ganz besonders im ersten Lockdown bemerkt, da waren ja auch die Eltern extrem unter Stress. Da gab es schon Eltern, die sich bedankt haben oder mal ne Schachtel Pralinen mitgebracht haben. Der Ton ist auf jeden Fall freundlicher geworden, das merkt man schon.

Von der Politik kam bisher eine Einmalzahlung, das war eine kleine Wertschätzung, immerhin. Grundlegend hat sich aber nichts geändert. Es wäre seitens der Politik wichtig, dafür zu sorgen, dass Kinder besser betreut werden. Man braucht mehr Personal, gerade wenn die Situation der Betreuung erstmal so bleibt wie jetzt. Für die Kinder hoffe ich, dass sie sich bald wieder frei bewegen können, das wäre mein größter Wunsch.

Wir haben viele Patienten verloren

Petra Quittel ist Intensivkrankenschwester. Sie hat Sorge vor der dritten Welle

Ich bin seit 27 Jahren verheiratet, habe zwei Söhne und arbeite seit 1992 als Krankenschwester. Im Rahmen der Corona-Pandemie bin ich auf der Corona-Intensivstation des Klinikums Niederlausitz eingesetzt.

Angefangen hat es im vorigen Jahr, da kamen die ersten Bilder aus der italienischen Stadt Bergamo. Da wurden Leichen in Lkws wegtransportiert. Da dachte ich: Hoffentlich wird das bei uns nicht so.

Der Frühling verlief noch recht ruhig, schlimm wurde es mit der zweiten Welle. Im Oktober musste ich in Quarantäne, als ich zurück auf Station kam, waren die Patienten schon da und es herrschte absolute Personalnot, mit vielen Tränen und Überforderung. Durch meine Lebenserfahrung kann ich damit umgehen, ich bin für solche Situationen ausgebildet, aber richtig schlimm war es für die jungen Kolleginnen.

Danach ging alles Schlag auf Schlag. Das Personal wurde zwar aufgestockt, aber immer wieder haben sich auch Kollegen infiziert. Bei uns auf Station sind alle Ärzte erkrankt, das macht dann schon mal Angst. Unterschwellig denkt man: Hauptsache, die kommen gut durch. Aber man fragt sich natürlich auch, wer kommt jetzt noch arbeiten?

Krankenschwester Petra Quittel (52)

Im Dezember hat uns die Menge der Sterbefälle überrollt. Da musste ich an Bergamo denken. Teilweise konnten wir unsere Patienten nicht mehr in die Kühlzellen bringen, weil die belegt waren. Das ist mental ganz schlimm.

Das war auch in etwa die Zeit, in der wir viele Patienten in andere Häuser verlegen mussten, um aufnahmefähig zu bleiben. Teilweise hatte ich drei Patienten zu versorgen, obwohl jeder Einzelne mich 100-prozentig gebraucht hätte. Wenn Sie als Krankenschwester das Gefühl haben, Sie können ihre Arbeit nicht mehr machen, dann ist das ganz schlimm. Schaut man jetzt mit Abstand darauf, hat man in dieser Zeit einfach funktioniert.

Seit der ersten Welle haben wir viel gelernt. Damals haben wir viele Patienten verloren, weil sie einen Gefäßverschluss bekommen haben, eine Nebenerkrankung von Corona, bei der das Blut verklumpt. Das ist uns in der zweiten Welle nicht mehr passiert.

Die Corona-Erkrankung verläuft anders als andere Krankheiten. Normalerweise bekommen Sie einen schwer kranken Patienten und päppeln den wieder auf. Im Genesungsprozess baut man dann eine Beziehung auf. Bei Corona ist das andersrum. Zu Beginn reden die Patienten mit uns. Nur dann kommt dieser Punkt, an dem die Luft nicht mehr ausreicht, dann muss intubiert und beatmet werden. An diesem Zeitpunkt ist dann die Entscheidung: sterben oder leben. Ganz viele Patienten haben wir an diesem Punkt verloren. Das ist sehr belastend.

Angst hab ich immer noch, aber nicht mehr so sehr wie am Anfang. Eigentlich fürchte ich mich nur davor, dass ich meine Familie anstecke. Aber um mich selbst habe ich keine Angst, als Krankenschwester weiß man, wie man sich schützt.

Für die Zukunft hoffe ich, dass sich die Situation entspannt, eine dritte Welle könnten wir physisch und psychisch nicht verkraften. Nicht, so wie wir aufgestellt sind. Wir brauchen mehr Personal auf den Stationen und bessere Arbeitsbedingungen, da sehe ich die Politik in der Verantwortung. Der Job der Krankenschwester muss attraktiver werden.

Frauen und Kinder stehen unter Druck

Anna Diadik arbeitet als Familienhelferin in Cottbus und trifft viele Menschen in Not

Ich arbeite bei einem sozialen Träger in Cottbus, im Stadtteil Sandow. Ursprünglich komme ich aus der Ukraine, in Deutschland bin ich seit 2012. Ich habe hier Soziale Arbeit studiert und bin sehr glücklich, dass ich in Deutschland arbeiten kann.

Mein täglicher Aufgabenbereich ist sehr groß. Ich arbeite als Familienhelferin, als Stadtteil-Sozialarbeiterin und im kulturellen Bereich. Momentan haben wir sehr viele Klienten, die zu uns kommen, weil die Behörden geschlossen sind oder nur telefonische Beratungen anbieten. Normalerweise würden sie zum Jobcenter gehen, zum Sozialamt oder zur Schuldnerberatung.

Ich und meine Kollegen sind eine Art Brücke zwischen Behörden und den Klienten. Oft gibt es sprachliche Missverständnisse, die wir versuchen zu klären, viele Klienten können nichts mit dem Behördendeutsch anfangen und wissen nicht, was sie tun oder an wen sie sich wenden sollen. Wir rufen dann in den Behörden an oder versuchen online die Dinge zu klären.

Unsere Türe ist immer offen, wir bieten Einzelgespräche an, aber mit Abstand und Maske. Ohne direkten Kontakt geht es in diesem Beruf aber auch nicht. Wir gehen auch immer noch in Familien rein, die Hilfe brauchen. Wenn Menschen ohne Strom leben, ohne Sozialleistungen, dann kommt es zu Gefährdungen für Kinder. Stress ist immer ungünstig für Kinder. Wenn wir Familien besuchen, dann immer mit großen Hygienemaßnahmen, Lüftung und genügend Abstand. Aber manchmal ist es schwierig, den Abstand einzuhalten, gerade zu Kindern. Wenn die mich begrüßen, dann kommen sie sehr nah und dann kann ich die nicht einfach wegschicken. Frauen stehen stark unter Druck momentan.

Die Zahl von Femiziden und Gewalt gegen Frauen wächst. Viele Frauen bekommen den Stress ihrer Männer ab, für die Betroffenen ist das sehr belastend. Bei Kindern drückt sich dieser Stress oft durch Konflikte in der Schule aus oder durch schlechte Leistungen.

Eigentlich gibt es jetzt mehr Bedarf für Beratungen, aber vieles fällt weg. Wir können keine Gruppenarbeit mehr machen, viele kulturelle Formate fallen aus. Menschen verlieren ihre sozialen Kontakte. Das ist besonders schwer für Kinder mit Fluchterfahrungen, die wenig Deutsch sprechen. Die haben gerade keinen Kontakt zur deutschen Sprache, langfristig haben sie dadurch weniger Chancen auf eine gute Ausbildung.

Das können wir in der Sozialarbeit nicht auffangen. Es gibt zu wenig Personal, zu wenig Mittel. Ich denke, unser Beruf sollte mehr Unterstützung bekommen. Wir arbeiten unter Stress und versuchen jeden Tag, die Probleme anderer Menschen zu lösen. Wir bekommen keine schnellen Impfungen, obwohl wir im direkten Kontakt mit Familien sind. Dabei ist die Ansteckungsgefahr sehr hoch. Aber ins Homeoffice können wir auch nicht.

Ich mache mir Sorgen darüber, wie es weitergeht, wenn die Beschränkungen zu Ende sind. Dann haben die Leute, die jetzt im Homeoffice sind, ganz viel Kraft, um Anträge zu stellen oder Projekte zu entwickeln. Wir dagegen sind dann überarbeitet.

Ich würde mir für meinen Beruf mehr Wertschätzung wünschen. Wir arbeiten ja nicht für uns, sondern für die Gesellschaft, für den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Sozialarbeiterin Anna Diadik

Weihnachten war eine schwere Zeit

Melanie Micka-Herzmann arbeitet in einem Pflegeheim. Ihr Kampf gilt der Einsamkeit

Seit Juli 2020 bin ich Pflegedienstleiterin in der Seniorenresidenz Havelpalais in Potsdam. Mein Arbeitsbeginn fiel ja in eine Zeit, in der es relativ ruhig war, da gingen die Zahlen gerade wieder zurück. Im November ging es dann wieder los und wir haben das ganze Haus geschlossen, Besuche reduziert und versucht, unsere Bewohner bestmöglich zu schützen. 91 Menschen leben hier, dazu kommen 45 Kollegen. Das alles zu kontrollieren, ist eine große Herausforderung. Ängste waren natürlich da, bei den Kollegen aber auch bei den Angehörigen. Wir haben versucht, diese Angst in Gesprächen zu nehmen. Die regelmäßigen Testungen helfen da auch.

Pflegerin Melanie Micka-Herzmann (39)

Schwierig war es um Weihnachten herum. Wenn jemand unsere Einrichtung verlässt, muss er bei Rückkehr 5 Tage in Quarantäne. Viele Angehörige haben sich daher dafür entschieden, ihre Lieben in der Einrichtung zu lassen. Das ist natürlich für niemanden leicht. Für die alten Menschen ist es unglaublich schwer zu ertragen, dass sie so abgeschlossen sind. Die vermissen natürlich ihre Familien, ihre Kinder und Enkel.

Einsamkeit ist ein großes Thema bei uns. Nicht nur bei den Bewohnern, auch bei den Kollegen. Wer keine Familie hat, die ihn auffängt, der hat es schwer, das ist deutlich zu spüren. Als Pflegekraft zieht man sich ja noch mal mehr zurück, um jede Ansteckung zu meiden.

Es gibt Bewohner, die leiden an Altersdepression. Wir versuchen das aufzufangen, aber das ist nicht immer so leicht. Gruppenaktivitäten dürfen momentan nicht stattfinden. Wichtig ist, dass man jeden Einzelnen anspricht, auch wenn es schwierig ist, weil die Zeit in der Pflege knapp ist. Lange Gespräche mit den Bewohnern sind oft nicht möglich, wegen des Zeitdrucks. Unsere Mitarbeiter tun, was sie können, um diese Menschen aufzufangen. Auch die Angehörigen unterstützen viel, das ist sehr schön zu sehen.

Seit Mitte Februar sind alle unsere Bewohner geimpft. Das ist ein gutes Gefühl, aber ein echtes Sicherheitsgefühl ist noch nicht da, die Testung geht also weiter. Wir bekommen da Unterstützung von der Bundeswehr, alleine könnten wir es nicht leisten, jeden Besucher und die Angestellten zu testen. Dafür ist das Personal zu knapp.

Daher brauchen wir auch einen besseren und vor allem einheitlichen Pflegeschlüssel für ganz Deutschland. Während in anderen Bundesländern fünf Pflegekräfte auf zehn Patienten kommen, sind es in Brandenburg zwei. Das ist schon ein deutlicher Unterschied, der nicht sein sollte. Pflege sollte überall gleich gut sein, immerhin sprechen wir von dem Leben alter Menschen.

Der Pflegeberuf ist generell zu wenig anerkannt, natürlich geht es auch um die Honorierung, aber viele Pflegekräfte würden sich vor allem wünschen, dass ihr Beruf wertgeschätzt wird. Natürlich muss man auch von seinem Job leben können. Niemand sollte neben einer Pflegetätigkeit auch noch Hartz IV beantragen müssen, weil das Geld nicht reicht, wenn noch Kinder im Spiel sind.

Grundsätzlich würde ich mir bessere Arbeitsbedingungen in der Pflege wünschen. Vielleicht ist die Pandemie ein guter Punkt, um etwas zu ändern. Ich habe die Hoffnung, dass man aus dem vergangenen Jahr seine Lehren zieht und in der Zukunft etwas besser macht.

NACHGEFRAGT

„Viele Frauen sind am Limit"

Verena Letsch, fordert mehr Unterstützung

Verena Letsch ist Referentin für Koordination, Vernetzung und Öffentlichkeitsarbeit beim Frauenpolitischen Rat Brandenburgs. Ein Gespräch über Hausarbeit und weiblich besetzte Berufe, die Wertschätzung brauchen.

Das Thema der diesjährigen Frauenwoche ist „Superheldinnen am Limit", wie kam es zu diesem Schwerpunkt?
Verena Letsch: Die letzten Monate haben noch mal stärker deutlich gemacht, was wir im Grunde schon wussten: Es sind nach wie vor die Frauen, die die Hauptlast vieler Familien schultern. Kinderbetreuung, Hausarbeit und Lohnarbeit. Die Krise hat gezeigt, dass es da nicht genug Wertschätzung gibt. Mit dem Thema Superheldinnen wollen wir genau diesen Frauen die Wertschätzung zu kommen lassen, die sie verdienen.

In dem Motto steckt also schon eine Forderung drin?
Genau, wir sagen: Frauen sind am Limit, und so geht es nicht weiter. Gerade am Anfang der Pandemie ging es viel um die systemrelevanten Berufe, da wurde schnell deutlich, dass diese vor allem von Frauen erledigt werden. Diese Frauen arbeiten oft unter schlechten Bedingungen. Uns ist es wichtig, dass wir anders aus der Pandemie herausgehen, als wir hineingegangen sind: Die systemrelevanten Berufe müssen anders wertgeschätzt werden.

Unabhängig von systemrelevanten Berufen, was hat sich generell für Frauen während der Krise verändert?
Frauen, die eh schon belastet sind, haben es nun noch mal schwerer. Alleinerziehende, die Kurzarbeitergeld bekommen, geraten in finanzielle Probleme. Akademikerinnen veröffentlichen weniger Texte als Männer in der gleichen Position. Viele Frauen haben ihre Arbeitszeit verkürzt. Mehr Frauen verzichten auf Karrierechancen.

Aus dem Gleichstellungsbericht für Brandenburg geht hervor, dass überdurchschnittlich viele Frauen in Vollzeit arbeiten. Hat das Land also weniger Probleme mit Ungleichheit als andere Bundesländer?
Im Osten von Deutschland ist die Erwerbstätigkeit von Frauen historisch verankert. Frauen arbeiten hier schon immer viel. Gleichzeitig wissen wir, dass Hausarbeit und Kindererziehung noch obendrauf kommt. Man könnte also sagen, dass Frauen in Brandenburg tatsächlich noch mehr belastet sind.

Müssten Männer da nicht mehr Verantwortung übernehmen?
Männer könnten solidarischer sein und mehr Sorgearbeit übernehmen, aber das ist in unserer Gesellschaft nicht immer leicht. 43 Prozent der Väter in Brandenburg gehen in Elternzeit. Davon nutzen aber 76 Prozent nur die zwei Elterngeldmonate. Ich kenne viele Männer, die eigentlich mehr Zeit mit ihrer Familie verbringen möchten, aber in vielen Betrieben ist es noch immer verpönt, wenn der Mann lange in Elternzeit bleibt. Grundsätzlich sehen wir aber eher die Frage nach besserer staatlicher Unterstützung.

Wie könnte diese aussehen?
Wir brauchen mehr Schutzkonzepte für Frauen, die von Gewalt betroffen sind, mehr Frauen in der Politik und bessere Arbeitsbedingungen und Löhne in systemrelevanten Berufen.

Interview: Gesa Steeger